

Karl Kraus
Die
Katastrophe
der Phrasen

Glossen 1910-1918

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1329

Das Hauptwerk des Satirikers, seine Zeitschrift *Die Fackel*, umfaßt außer einigen hundert Aufsätzen auch einige tausend Glossen: kürzere und kürzeste Artikel, die aus Eindrücken des Tages, abgelesen meist der Tagespresse, das Bild einer ganzen ebenso geist- wie naturwidrigen Zivilisation entwerfen. In diesem Glossenwerk, einem Brennspiegel seiner Kritik der »Widerwart«, sind viele der witzigsten Schriften von Karl Kraus enthalten – und außerdem allerlei Meister- und Musterstücke einer literarischen Gattung, der im deutschen Sprachbereich wiederum erst die *Fackel* zu höheren Ehren verholfen hat.

Die neue Sammlung vereinigt Glossen von Karl Kraus erstmals in gebotener Ausführlichkeit. Und weil sie sich zugleich an der Auswahl orientiert, die Kraus selber für seine »Vorlesungen« getroffen hat, kann sie erstmals auch eine Ausgabe der letzten Hand vertreten.

Die Ausgabe der *Schriften* von Karl Kraus wird abgeschlossen mit dem poetischen Hauptwerk seiner letzten Jahre: der Nachdichtung von Shakespeares *Sonetten*, die im Jahre des Unheils, 1933, noch einmal den Geist gegen die Macht behaupten sollte. Inzwischen darf sie für das erheblichste Gegenstück zu Stefan Georges »Umdichtung« gelten – und in der Reihe der eignen *Worte in Versen* für deren letzten, den zehnten Band.

Karl Kraus
Schriften

Herausgegeben von
Christian Wagenknecht

Band 19

Karl Kraus
Die Katastrophe der Phrasen
Glossen 1910-1918

Suhrkamp

Der Text folgt den im Register der Sammlung
aufgeführten Heften der »Fackel«
(F 296-297 bis F 484-498).

2. Auflage 2019

Erste Auflage 1994

suhrkamp taschenbuch 1329

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

Satz: IBV, Berlin

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37829-8

Glossen 1910-1918

Eine Neuerung

Nun ja, nun ja, er war wie immer »ein Stelldichein von amtlicher Würde, künstlerischer Berühmtheit und weiblicher Schönheit«. Nämlich der Concordiaball. Er übertraf wie immer an Glanz alle seine Vorgänger, er tut es seit fünfzig Jahren, warum sollte er es gerade diesmal nicht getan haben? Denn das haben sie alle gemeinsam, die Concordiabälle, daß sie einander an Glanz übertreffen. Und doch scheint diesmal etwas geschehen zu sein, was den diesmaligen von seinen Vorgängern wirklich unterscheiden könnte, und was, wenn sich die Nachricht bewahrheitet, die künftige Berichterstattung über die künftigen Concordiabälle erheblich beeinflussen würde. Es handelt sich, um es mit einem Worte zu sagen, um das »Tanzrecht«, das sich einstmals die Jugend bei den einstigen Concordiabällen bekanntlich nur mit Mühe erobern konnte, nachdem der Dirigent Rabensteiner vergebliche Versuche gemacht hatte, na und so weiter, wozu soll man an die peinlichen Geschichten wieder erinnern. Und heuer, heißt es nun, »haben sie sichs einfach selbst verschafft«. Früher, du mein Gott, da standen wohl die sehenswerten Kommerzialräte, die Konsuln von Paraguay und überhaupt die Champagneragenten, die man als Vertreter des diplomatischen Korps bemerkte, herum, aber was nützte das alles, der Jugend, der lieben Jugend fehlte es gerade deshalb an Raum und Bewegungsfreiheit. Noch auf dem vorjährigen Ball, der, wie sagt man doch, im Zeichen Schillers stand, konnte man vielfach die Klage hören. Aber im Zeichen Schillers besann man sich auch, diesen miserablen Zuständen abzuhelfen. War das ein Gedränge! Nun, »wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden – greift er hinauf getrosten Mutes in den Himmel – und holt herunter seine ew'gen Rechte«. Ganz unbekümmert um die zuströmenden Würdenträger, »beginnt plötzlich ein couragiertes Paar zu tanzen«. Was sagt man! »Der alte Urstand der Natur kehrte wieder – wo Mensch dem Menschen gegenüber steht.« Nur die Estrade, dieses Asyl schwitzender Sehnsucht, bleibt von der Revolution unberührt. In dieser Beziehung hat sich nichts geändert. Während die Komiteeherrn »alle Hände voll zu tun haben« – indem sie nämlich viel besprechen müssen –, vollzieht sich »das Erscheinen der Mächtigen, Angesehenen und Berühmten«. »Charakteristische Gestalten aus der politischen Welt tauchen auf«, um sogleich

wieder in der »noch jugendlichen Erscheinung des österreichischen Ministerpräsidenten« zu verschwinden, hier sieht man die Grazie der Tanzkunst mit dem schweren Ernst der Diplomatie trauliche Zwiesprache halten, und während sich das Fräulein Wewerka vom Ballett mit dem japanischen Geschäftsträger über die Lage auseinandersetzt, meldet der kriegerische Schmock bereits, daß »die Estrade heftig belagert und heftig verteidigt wird«. Wann aber, wann endlich einmal, wird sie sich übergeben?

Der Punkt

Ich habe den Schlußpunkt der Burgtheaterherrlichkeit entdeckt. Den toten Punkt, über den kein Burgtheaterdirektor hinauskommt. Nichts hilft, dieser Punkt trägt an allem Schuld. Man glaubt natürlich, daß ich den »Dunklen Punkt« meine, der jetzt im Burgtheater gespielt wird. Aber die schlechte Literatur hat das Burgtheater nicht heruntergebracht; das behaupten nur jene theaterfremden Kritiker, denen es nicht gelungen ist, ihre eigene schlechte Literatur dem Burgtheater anzuhängen. Was ich nun meine, wird man erst verstehen, wenn man sich vor die Front des Burgtheaters stellt und dort hinaufschaut, wo Apollo, bekanntlich einer der beliebtesten Götter Wiens, seinen Wohnsitz hat. Zu seinen Füßen wird man in mannshohen Lettern die Aufschrift finden:

K. K. HOFBURGTHEATER.

Punkt! Darüber komme ich nicht weg. Diesem Punkt gebe ich die Schuld, daß die künstlerische Entwicklung ins Stocken geraten ist. Aber, seien wir gerecht, er hat dafür auch schon manches Unheil verhütet. Denn wie leicht hätte es geschehen können, daß ein Wiener, der ja so lange auf ein Dach schaut, bis sich andere Wiener ansammeln und auch aufs Dach schauen, wie leicht hätte es also geschehen können, daß dieser Wiener und alle, die in gutem Glauben seinem Beispiele folgen, weiterlesen, nachdem sie mit der Aufschrift:

K. K. HOFBURGTHEATER

fertig geworden sind. Man male sich nur die Folgen aus. Die Wiener lesen weiter nach rechts, immer weiter, bis dorthin, wo der Volksgarten beginnt, und wenn nicht ein zufällig des Weges kommender Wachmann Halt ruft, kann es geschehen, daß sie von einem zufällig des Weges kommenden Einspanner überfahren wer-

den. Da nun der Erbauer des Burgtheaters, der Baron Hasenauer, die Gefahren des Verkehrs erkannte und die Gelegenheiten der Warnung nicht überschätzte, so entschloß er sich, allen Eventualitäten vorzubauen und die Wiener durch einen nicht zu übersehenen Punkt vor den Folgen des unvorsichtigen Weiterlesens zu bewahren. Durch Wochen stemmten ein Dutzend Arbeiter an dem Stein und stanzen einen Punkt, so groß wie der Kopf eines erwachsenen Wieners. Man wäre nun versucht, in dieser Mühe ein Sinnbild des dekorativen Kretinismus zu erblicken, der um eines Schnörkels willen gegen alle Ökonomie wütet. Aber man würde damit den sozialhygienischen Wert dieses besonderen Punktes verkennen. Denn es ist erwiesen, daß sich in den zwanzig Jahren, die das neue

K. K. HOFBURGTHEATER.

steht, kein nennenswerter Unfall ereignet hat. Auf dem Franzensring sammeln sich die Leute, sie lesen die Aufschrift mit Interesse, aber sie wissen, wo sie aufzuhören haben, und gehen wieder ihrer Wege. Neugierige fühlen ein kräftiges »Zaruck!«, und die anderen bescheiden sich. Nur auf manche Passanten übt gerade wieder der Punkt eine besondere Anziehungskraft aus. Zum Beispiel auf die Burgtheaterdirektoren. Sie, die weiterlesen sollten, starren fasziniert auf den Punkt. Sie glauben, er sei eine Fügung des Obersthofmeisteramtes, und kommen nicht weiter. Sie laufen die Buchstabenreihe zwischen dem K. K. und dem dramatischen R auf und ab und finden keinen Ausweg. Ich glaube, es wäre ihr ewig Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren. Und es wird einmal eine Sage sein, daß ein Fluch auf dem Hause gelastet hat, an dem nicht die Akustik, sondern die Interpunktion schuld war. Man befreie die Kunst und Sorge für die Sicherheit des Publikums durch Vermehrung der Wache!

Mai 1910

Der Komet in Wien

Der Wiener und die Unendlichkeit – das unwahrscheinliche Schauspiel wäre glücklich überstanden. Wenn der Komet gefährlich ist, so ist er es nicht so sehr vermöge der ihm innewohnenden Blausäure als wegen der nicht auszudenkenden Möglichkeit, daß sich bei seiner Annäherung jeder Trottel kosmisch gestimmt fühlt.

Es ist nicht so weit gekommen. Nur eine fürchterliche Spielart kosmischer Denkfähigkeit wurde uns beschert: jene, die vor dem Untergang die Tröstungen der Wissenschaft empfängt. Der aufgeklärte Großstädter, dem nichts passieren kann, weil die Neue Freie Presse es mit der Sternwarte hält und die Vorsehung sich hüten wird, es mit der Neuen Freien Presse zu verderben; und der stolz ist, weil der Papst Kalixtus gegen den Kometen noch eine Bulle erlassen mußte, während heutzutage der Papst Benedikt mit einem Leitartikel denselben Effekt erzielt. Ach, die knierutschende Angst, die in früheren Jahrhunderten das Ende der Welt erwartete, war schlechter informiert, aber besser beraten, als die Zuversicht, die das Morgenblatt erwartet. Dieses erdensichere Gesindel wird eines Tages fürchterlich aufsitzen, wenn es den Kometen anulkt und inzwischen die Dummheit ihr Zerstörungswerk an der Welt vollendet hat. Der Ernst des Kometen wäre so trostlos nicht wie sein Humor. Denn wenn die Welt kaputt geht, bleibt der Geist bestehen, aber wenn sie nicht kaputt geht, bleibt die Dummheit bestehen, und ein ungefährlicher Komet macht das Übel schlimmer, da er jeden Friseur zum Philosophen und jeden Redakteur zum Humoristen macht. Nichts ist leichter, als vor dem Kometen Humor zu haben, denn je kleiner die Menschlichkeit, in desto größerer Kontrastwirkung erscheint er am Himmel, vorausgesetzt, daß er erscheint. Aber wenn auch die Sterne nicht lügen, so müssen darum die Astronomen nicht die Wahrheit sagen, und es hat sich herausgestellt, daß sie vom Kometen lange nicht so viel verstehen wie die Praterwirte, die bei seiner Erwartung besser abgeschnitten haben als jene bei seiner Erfüllung. Denn bis sich auf allgemeines Verlangen dieser Nebelstreif am Himmel zeigte, haben sie die Existenz des Kometen mit seiner Unsichtbarkeit bewiesen und den Durchgang aus der Feststellung, daß man ihn nicht beobachtet habe. Sie sagten, daß das, was wir nicht sahen, der Komet gewesen sei, und nur ihrer ehrenwörtlichen Versicherung glauben wir jetzt, daß das, was wir sehen, der Komet sei, weil wir ja schließlich keinen Grund haben, anständigen Leuten zu mißtrauen. Der religiöse Glaube sorgt auch für die Sinne. Was aber sind die Tröstungen einer Wissenschaft wert, die einen kahlen Himmel bietet? Er bewahrte uns vor Cyanwasserstoff; doch das vergeben ihm die Wiener nicht, daß er um ein Spektakel sie betrog. Der Komet ist ungefährlich; aber daß man auch die ganze Zeit nichts Verdächtiges bemerkt hat, untergräbt den Kredit der Wissenschaft und zerstört nur jenen Kometenaberglauben, unter dem man fortan den Aberglauben

versteht, daß es Kometen gibt. Nun soll ja der Astronomie, die gewiß eine riegelsame Wissenschaft ist, nicht nahegetreten werden, aber sie hat sich diesmal schwer kompromittiert, weil sie sich den Hervorrufen eines fortschrittlichen Gafferpöbels eher und bereitwilliger zeigte als der Komet. Sie hat sich täglich mit den Reportern der Aufklärung eingelassen und sich damit auf ein Niveau begeben, auf dem sonst nur die Vertreter einer anderen Wissenschaft nach dubiosen Ehren auslugen, nämlich jener, die auf Wunsch der Nachredaktion über einen hohen Patienten Ferndiagnosen stellt. Gewiß, sie haben eine Bevölkerung beruhigt, die bisher bloß gewohnt war, auf ein Dach hinaufzuschauen, während sich jetzt die Verkehrshindernisse auch durch die Betrachtung des Firmaments ergaben. Aber sie haben diese Bevölkerung zugleich enttäuscht und die Aufgeklärtheit, zu der sie ihr täglich zweimal verhalten, in Nihilismus verwandelt. Sie sollten aus Schamgefühl die Sternwarte zusperren, wenn sie heute den Satz im Kometenbericht lesen: »An einem Tische wird der Artikel des Hofrates Weiß, der im heutigen Abendblatt der Neuen Freien Presse erschienen ist, verlesen. Die Stelle, welche den Anblick für die nächsten Abende in sichere Aussicht stellt, findet bei dem Publikum lebhaftesten Beifall«. Halley hatte es auf diesen Beifall nicht abgesehen, und dennoch gelang es ihm, den Kometen zu einer Produktion zu gewinnen. Unsere Welttheateragenten aber dachten an das Publikum, und als es wie die Buben auf der Galerie einer italienischen Schmiere zu stampfen begann, kamen sie immer wieder heraus und beruhigten es mit Versicherungen von eingetretenen Hindernissen, Wolkenvorhang, Kostümwechsel, Unpäßlichkeit und was dergleichen Ausreden mehr sind, die aufgeregte Impresarios stets bei der Hand haben, wenn die Laune eines Stars sie blamiert hat. »Nach Sonnenuntergang war der westliche Himmel in Dunst gehüllt. Es ist dagegen zu erwarten, daß der Komet morgen Samstag abends endlich am Wiener Himmel erscheinen werde. Das Publikum möge nicht ungeduldig werden und noch einen Tag zuwarten – schließlich wird der Halleysche Komet in aller Pracht erscheinen«. Er erschien nicht; nicht Samstag, nicht »heute und die folgenden Tage«. Aber den Dunst, den man einem Publikum vorgemacht hat, auf den Himmel schieben, ist eines Astronomen unwürdig, vorausgesetzt, daß er nicht darauf spekuliert, das Geschäft jenes Impresarios zu übernehmen, der sich kürzlich in Wien aus unglücklicher Liebe zu einem Stern zweiter Größe umgebracht hat. Daß den Herren

der Komet zwischen der Sonne und der Erde durchgegangen war, ist ja gewiß tragisch, aber wenn sie nicht so heftig mit der kosmischen Pünktlichkeit geprotzt hätten, hätte ihnen niemand aus der kosmischen Unordnung einen Vorwurf gemacht. Auch die Südbahn wird ja nur deshalb getadelt, weil sie so unvorsichtig ist, einen Fahrplan herauszugeben. Und so ist es gekommen, daß nicht nur die Welt im allgemeinen nicht zugrundegegangen ist, sondern insbesondere nicht das Wirtsgeschäft auf dem Kahlenberg. Wien hat ein gastronomisches Ereignis zu verzeichnen. Wäre die Welt untergegangen, dann hätten nur die Fiaker profitiert, weil sie sich für berechtigt gehalten hätten, den ihnen gebührenden Betrag mit der Begründung zurückzuweisen: »Aber Euer Gnaden, an so an Tag!« So aber bleibt alles beim Alten. Der Wiener, dem Basiliskenblick der Ewigkeit entronnen, hat zum Hausmeister zurückgefunden. Die Zehnuhrsperr dieser kleinen Welt läßt sich ertragen.

Eine Kollektion Ansichtskarten

Das einzig Interessante, was man bei der Eröffnung der Jagdausstellung sehen konnte, soll der Hirsch gewesen sein. Nämlich der von der Neuen Freien Presse. Sie hatte ihn lebend beigelegt und er tummelte sich zwischen den Jägern herum, kam zutraulich näher und fraß aus der Hand. Dieser Hirsch hat die Eigenschaft, daß er auf die Honoratioren Jagd macht, und da es sich somit um ein Unikum handelt, beschloß man, die denkwürdigsten Momente des Schauspiels, das sich bei der Ausstellungseröffnung darbot, durch Ansichtskarten zu verewigen. Unter dem Vorwand, den Kaiser zu porträtieren, nahm man den Hirsch auf. Wer jetzt vor einer Ansichtskartenhandlung stehen bleibt, kann sich unschwer davon überzeugen, daß die weidmännische Pointe dieser Aufnahme der Hirsch war. Man erkennt ihn auf den ersten Blick, auch wenn man ihn im Leben nie gesehen hat, und ich setze einen Preis aus für den, der ihn verkennt. Da steht zum Beispiel der Kaiser und vor ihm der Präsident, und der Präsident scheint eine Ansprache an den Kaiser zu halten. Aber auf dem Anstand wartet der Hirsch. Bum, hat ihn schon! Wir sind Zeugen des denkwürdigen Moments, wie sich im Hirn des Vertreters der Neuen Freien Presse die Eindrücke formen. Ein Gesicht, das auf den ersten Blick dem Charakterkopf Rudolf Lothars gleicht, aber es ist der Hirsch, ich weiß, es

ist der Hirsch; denn der Lothar jagt für den Lokalanzeiger. Wie befangen stehen die Honoratioren neben ihm: er blickt interessiert, aber ruhig drein, den Kopf ein wenig vorgebeugt, seiner Sache sicher. Dies das erste Bild. Auf dem zweiten Bild sehen wir den Hirsch elastischen Schrittes neben dem Kaiser einen Pavillon verlassen. Der Momentphotograph hat den Augenblick in der bekannten charakteristischen Weise festgehalten, wie die aufgenommene Persönlichkeit den einen Fuß auf den Absatz stellt und die Sohle zeigt. Aber man hat doch den Eindruck, daß der Hirsch rüstig ausschreitet. Assyrischer Bart, Zylinder, offener heller Überzieher, Umlegkragen, die ganze Gestalt breiter als lang — so und nicht anders hat man sich den Vertreter der Neuen Freien Presse vorgestellt, neben dem die eleganten Herren im Gehrock und gar der Kaiser im schlichten Generalsrock verschwinden. Einer vom Tagblatt stapft auch hinterher, aber er kann sichtlich gegen den Hirsch nicht aufkommen. Drittes Bild: Der Kaiser steht zwischen zwei Herren; der Hirsch sieht die Gruppe so von unten hinauf von oben herab an, als wollte er sagen: Ich bin einer unserer Mitarbeiter, der Gelegenheit hatte. Im Hintergrund tauchen etliche Strebervisagen auf, Komiteemitglieder, Konsuln und so Leute, die ein freundliches Gesicht machen, weil sie mit dem Kaiser photographiert werden sollen. Der Hirsch hält das für selbstverständlich. Er hat sich nicht vorgedrängt; er war früher da. Viertes Bild: Der Kaiser verläßt die Ausstellung. Einer der Herren macht vor Verlegenheit einen schiefen Mund; der Hirsch bleibt ruhig. Ein Ministerialbeamter senkt in seines Nichts durchbohrendem Gefühle das Haupt. Er ist ganz zerschmettert. Er macht den Eindruck, als ob ihm das den Rest gegeben hätte. Der Hirsch steht aufrecht. Er denkt: 18 Zeilen Einleitung. Er wird die Ausstellung für eröffnet erklären. Wenn er in die Redaktion kommt und vor seinem obersten Kriegsherrn steht, wird er vielleicht die Unbefangenheit ein wenig verlieren. Aber wenn er dann die Ansichtskarten vorweist, wird er belobt werden . . . Man kaufe diese Ansichtskarten. Vielleicht wird sich einmal dieses Wien mit Scham an die Zeiten erinnern, da es seinen alten Kaiser durch Ausstellungen führte und im Sonnenbrand jedem dieser wertlosen Dabeiseinwoller mit unverminderter Freundlichkeit ein Wort sagen ließ, dessen Kurs von den Inseratenhändlern bestimmt wurde. Aber die Ansichtskarte, auf die es ihn, der in seinem Leben schon wahrlich besseren Hirschen begegnet ist, mit einem Hirsch gebracht hat, der auf den ersten Blick als der von der Neuen Freien Presse kenntlich ist — sie bleibt

ein österreichisches Dokument, das über alle zeitliche Scham hinaus die Wesensart dieses Landes fixiert und nicht in eine Jagdausstellung gehört, sondern in eine Weltausstellung.

Das ist so allgemein bekannt . . .

Die Neue Freie Presse hat sich zum erstenmal in ihrem Leben dazu hinreißen lassen, auf einen Angriff zu reagieren. Der Abgeordnete Viktor Adler hatte von ihr gesagt, sie sei das energischste und gefährlichste Regierungsblatt. Darauf brachte sie, am 28. April, eine Erklärung, die von so sprudelndem Witz und von so hinreißender Phantasie zeugt, daß sie von der »Fackel« nicht totgeschwiegen werden darf. Sie lautet:

(Die Neue Freie Presse ist ein vollständig unabhängiges Blatt, das in allen Fragen des öffentlichen Lebens seine gänzlich unbeeinflussbare Überzeugung zum Ausdruck bringt und vertritt. Das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Es hat noch keine Regierung in Österreich und in der ganzen Monarchie gegeben, die das Recht gehabt hätte, der Neuen Freien Presse ihre Haltung vorzuschreiben. Die Neue Freie Presse ist nach bestem Gewissen bemüht, den öffentlichen Interessen und dem Publikum zu dienen, aber sonst niemandem. Anmerkung der Redaktion.)

Die Neue Freie Presse hat mir mit dieser Erklärung, die sie an meinem Geburtstag erscheinen ließ, eine große Freude bereitet. Es heißt zwar wirklich Pauschalien in die Neue Freie Presse tragen, wollte man heute noch an ihrer Unbestechlichkeit zweifeln. Aber so ein offenes Wort nach jahrzehntelangem Schweigen tut wohl. Man wußte es ja schon längst, daß sie vollständig unbeeinflussbar sei, aber niemand hatte es ihr bisher nachweisen können, und jetzt sind die letzten Zweifel geschwunden. Man munkelt nicht mehr, sie sei ein hochanständiges Blatt, der Bann ist gebrochen und über Österreich hat sich nach diesen aufklärenden Worten eine so heitere Stimmung verbreitet, daß die Neue Freie Presse selbst sich über die Ruhe wunderte, mit der man überall dem Kometen entgensah. Jetzt weiß sie den Grund. Der ganze Humor in der Kometennacht war nur ein Vorwand. Man war seit Wochen so gut aufgelegt, daß man einander in den Bauch stieß und »Schnipfer!« sagte, sobald einer im Kaffeehaus nur die Neue Freie Presse verlangte. Und der Satz: »Das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren«, hat Flügel

bekommen und wurde zum Refrain eines Lachkuplets in der Art, wie sie früher beliebt waren. Wenn einer jetzt zum Beispiel sagt: Ja, der Cook hat den Nordpol entdeckt, oder: Die Dokumente im Friedjung-Prozeß sind echt – so antwortet man nur mehr: Das ist so allgemein bekannt u. s. w. Der Satz schlägt jeden Gassenhauer, und als kürzlich in einem Nachtcafé ein Sänger weit das Maul aufriß, um das schlichte Volkslied »Das ist mein Freund, der Löbl« zu singen, ließ man ihn nicht, denn kaum hatte die Musik eingesetzt und er die Worte: »Das ist –« herausgebrüllt, da fiel der Chor der Besucher donnerähnlich ein: »Ja das ist so allgemein bekannt, daß es überflüssig wäre, ein weiteres Wort darüber zu verlieren!«

Juli 1910

Vom Lynchen und vom Boxen

»Ich bitte Sie, zu erklären, daß die in Mastodon, Mississippi, vollzogene Lynchung des Negers Curl in aller Ruhe und in vollster Ordnung vor sich ging. Sie wurde von den angesehensten Leuten des Ortes, Bankiers, Advokaten, reichen Landwirten und Kaufleuten, geleitet. . . . Ich kann sagen, daß noch niemals vielleicht an einer Lynchung so viele wahrhaft vornehme Menschen sich beteiligt haben. . . .«

Diese Erklärung erschien, wie die verlässliche Schere des Neuen Wiener Journals behauptet, in vielen amerikanischen Blättern. Sie war ein Protest gegen die mögliche Unterstellung, daß es bei dieser Lynchung grausam zugegangen sei. Im Gegenteil wurde nichts getan, was irgendwie gegen die Vorschriften einer humanen Lynchung verstoßen hätte.

»Ich verlangte für mich nur ein einziges Vorrecht: ich wollte beim Hochziehen des Negers, den wir aufknüpfen wollten, als Erster den Strick in die Hand nehmen. Meine lieben Freunde und Nachbarn erklärten diesen meinen Wunsch für durchaus berechtigt und legten mir kein Hindernis in den Weg. Aber ich glaube, daß der Neger schon vor Angst tot war, als ich mit einem starken Zug ihn in die Luft hinauf beförderte. Er bewegte sich nicht mehr und zappelte nicht mehr mit den Gliedern; von dem Augenblick, in welchem er hochgezogen wurde, zuckte kein Muskel seines Körpers mehr.«

Aber auch bis dahin wurde nichts unterlassen, was der Philanthrop vorzukehren hat, wenn es gilt, dem Schwachen beizustehen:

»Bevor ich noch den Strick in Bewegung setzen konnte, mußte ich den Neger stützen, denn die Beine zitterten ihm so, daß er nicht stehen konnte.«

Ein Akt christlicher Nächstenliebe, der um so größere Anerkennung verdient, als gerade bei Lynchungen sonst fast durchwegs etwas rücksichtslos verfahren wird. Der Verfasser der Erklärung ist ein Steuererheber namens Miller, dessen Bruder nämlich, ein Polizeibeamter, vom Neger Curl getötet wurde. Auch für diese Tötung wird ein Grund angegeben. Der Polizeibeamte wollte den Neger Curl verhaften. Aber auch dafür wird ein Grund angegeben: »weil Curl an eine weiße Frau einen beleidigenden Brief geschrieben hatte«. Ob auch dieses Vorgehen einen Grund hatte und ob etwa der Brief eine Antwort auf einen schmeichelhaften Brief war, haben wir nicht erfahren. Aber bald darauf wurden tausend Neger gelyncht und der Grund, hieß es, war ein Sieg im Boxen, den ein Neger über einen Weißen errungen hatte. Vielleicht war aber dieser Grund nur ein Vorwand, und vielleicht lag bloß die Gefahr nahe, daß tausend Neger an zehntausend weiße Frauen beleidigende Briefe schreiben könnten. Die verlässliche Schere des Neuen Wiener Journals hat uns darüber mit einer Schilderung vom Negerhaß in Amerika beruhigt, in der es hieß:

Der Schwarze ist in den Augen des Amerikaners eben nun einmal kein richtiger Mensch. Die amerikanische Dame, die sonst an Prüderie mit ihren Stammesgenossinnen in der ganzen Welt es reichlich aufnimmt, kleidet sich in Anwesenheit eines Negers ruhig an oder aus, und wenn die erstaunte europäische Freundin sie darob zur Rede stellt, so antwortet sie kaltblütig: »Der Nigger ist doch kein Mann!«

Sehr richtig! Aber die europäische Freundin soll nur nicht so erstaunt tun. Auch sie würde sich, wenn ein Somali-Dorf in die Nähe kommt oder bei sonst einer besonderen ethnographischen Gelegenheit, in Anwesenheit eines Negers ruhig an- oder auskleiden. Denn ob der Nigger kein Mann ist, davon möchten sich alle, die Weiber sind, gern überzeugen. Und weil das ihre Männer fühlen, darum werden sie die Nigger vom Erdboden weglynchen, bis diesen kein Muskel mehr zuckt. Bankiers, Advokaten, Landwirte und Kaufleute und alle wahrhaft vornehmen Menschen werden sich an dieser Lynchung beteiligen. Und werden dann sagen, daß sie doch besser boxen können. Und nur einen Champion werden sie nicht besiegen: den Neger der weiblichen Phantasie. Denn den hat den Weibern die Natur als Entschädigung für den reellen Christen gegönnt.

Der gebildete Ton

Manchmal liest man einen Satz, welcher einem den ganzen Haß gegen die formale Bildung zuführt, den man fürs Leben braucht und den man sich sonst erst umständlich aus Büchern, Leitartikeln, Universitätsvorlesungen und gesellschaftlichem Verkehr zusammenklauben muß. So schreibt zum Beispiel der Herr Doktor Viktor Ruß – gewiß nicht nur einer der maßgebendsten, sondern auch einer der gebildetsten Männer dieser an ihrer fürchterlichen Bezeichnung noch immer nicht krepierenden »Jetztzeit« – in der Neuen Freien Presse die folgenden Worte, in denen der Bildungs-Ruß die greifbarsten Formen angenommen hat:

Diese Tatsache war für den mit der Vorberatung betrauten Permanenzausschuß des Staatseisenbahnrates mitbestimmend, daß sein Subkomitee eine Expertise einberief, über deren vorläufiges Ergebnis nicht so sehr, weil des Materials viel geliefert wurde, als vielmehr über deren vorläufigen Eindruck Mitteilung zu machen, die Redaktion mir den Wunsch ausgesprochen hat, den ich als Vorsitzender dieser Enquete unbefangen zu erfüllen gerne bereit bin.

Was gebührend zur Kenntnis zu nehmen, ich in diesem Falle nicht anstehe ausdrücklich und unter Hinweis auf den durch dieses vorläufige Ergebnis des Permanenzausschusses der liberalen Ödigkeit erzielten Eindruck zu erklären, weil es sich um eine Tatsache handelt, die für den Staatseisenbahnrat mitbestimmend sein könnte, ähnliche Verkehrshindernisse unbefangen zu beseitigen, womit ich die Ehre gehabt zu haben wohl gespeist zu haben wünsche.

Resignation

Es geht das Gerücht, daß jetzt eine Operette Zulauf findet, in der die Verse vorkommen:

Nur in Wien am Donastrand
Sind die Frauen fesch beinand.

Ich will der Sache nicht nachgehen. Ich habe in diesem Leben so viel Schreckliches durchgemacht, daß ich dieses Letzte gern von mir fernhalten möchte. Ich schließe mich ein und will so tun, als ob ich nichts gehört hätte.